

Alle meine Kühe Eine Weihnachtsgeschichte von Joseph Zihlmann

Die Nummer 4 erscheint einige Wochen vor Weihnachten; deshalb schliesse ich die Reihe der Zihlmann-Texte mit einer Weihnachtsgeschichte ab. Joseph Zihlmann hat sie 1984 für die Weihnachtsnummer des «Willisauer Boten» geschrieben. Er erzählt von sich selber: Er ist nur ein armes Büblein, Sohn des Sigristen im Luzerner Hinterländer Dorf Hergiswil, aber er schafft sich seine reiche, lebendige Bubenwelt. Zihlmann hat in sein Tagebuch notiert, die Geschichte sei autobiographisch, sei aber nicht nur für Kinder geschrieben, sondern für erwachsene Zeitgenossen, die weit von dieser Kinderwelt abgekommen und in eine äusserlich reiche, aber innerlich verarmte Konsumwelt versunken seien. Man wolle, fügt er hinzu, «die Welt fertig ab der Stange beziehen ... Der Mensch will nur noch leben; er hat das Er-leben verlernt. Wann merken die Menschen, dass man Leben nicht mit Geld erstehen kann? ... dass menschliches Leben nur dann Leben ist, wenn es vollumfänglich ist, wenn es Leib, Seele und Geist einschliesst und naturgegebene Wertordnungen setzt, – wie der kleine Bub in der Erzählung.»

Redaktor und Vorstand der BUBENBERG-GESELLSCHAFT wünschen Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, mit dieser feinsinnigen, einfachen Geschichte eine frohe und zugleich besinnliche Weihnachtszeit.

Die Napfwälder waren bereits seit einigen Tagen weiss. Nun schneite es auch auf die Matte hinter dem Holzschopf. So musste ich wohl oder übel meine Kühe im Stall behalten. Der grossen Buntgescheckten tat es gut; ich konnte sie ohnedies nicht mehr auf die Weide lassen, denn sie hatte tags zuvor zwei Kälblein geworfen. Jetzt gab sie Brieschmilch, und die wollte ich der Kirchhofroni bringen für die Weihwasserversorgung auf den Gräbern über die Seelenzeit. Das taten alle anständigen Kuhbauern, denn Vroni hatte nur eine alte Geiss mit einem zusammengefallenen Euter. Da die kleine Braune gerade «gust» war, hatte ich nur eine Kuh zu melken, und das ergab gerade so viel, dass ich meine Mutter in der Küche nicht im Stiche lassen musste.

Ich war damals ein Käsehoch, und es ist nicht unwichtig, zu sagen, dass mein Kuhstall im Holzschopf unter einer Holzbeige untergebracht war und dass meine Kühe Tannzapfen waren, die frischgeworfenen Kälblein aber Föhrenzapfen. Es soll nun niemand kommen

Jahresversammlung 1998 Donnerstag, 26. November 1998 19.00 Uhr

im **Hotel National**, Bern, Hirschengraben 24, Singsäli im 2. Stock (bitte Hoteleingang benützen); Tramlinien 3, 5 und 9 bis Hirschengraben.

Traktanden

1. Protokoll der Jahresversammlung 1997
2. Bericht über das Bubenbergjahr 1998
3. Kassen- und Revisorenbericht
4. Mitgliederbeitrag
5. Wahlen
6. Ausblick auf das Bubenbergjahr 1999
7. Verschiedenes

Ab **20.00 Uhr**: Hans Stricker liest Geschichten in Appenzeller Mundart vor.

Zum **2. Teil** ab 20.00 Uhr sind auch **Nichtmitglieder als Gäste willkommen!**

Der Vorstand

und sagen, Tannzapfen seien keine Kühe. Ich weiss noch jetzt, dass es ganz richtige Kühe waren, und ich hatte sogar beobachtet, dass die grosse Gescheckte hinten links etwas lahm ging, so dass ich einmal den Viehdoktor rief. Die kleine Braune aber war eine ausgezeichnete Milchkuh.

Nun war bereits der erste Adventssonntag vorbei. Auf dem Lindenplatz klepften die Dorfbuben Abend für Abend mit ihren schweren Schaubgeisseln in die Dämmerung hinaus: St. Niklaus konnte nicht mehr weit sein.

Da stand eines Tages eine Frau auf dem Friedhof, der ganz nahe bei unserem Hause lag, und schüttelte den frischen Schnee von den Herbstastern. Ich ging gerade in den Stall,

MITTEILUNGEN

4 / 9 8

SEITE 1



denn es war Melkenszeit, und die kleine Braune hatte schon mehrmals «muu» gerufen. Die Frau kam vom Friedhof her zu unserem Brunnen, um sich die Hände zu waschen, und ich sah, dass es nicht eine aus dem Dorf war. Ich grüsste sie schüchtern. Sie grüsste mich auch und fragte mich, was ich da mache, denn ich hatte eine kleine Milchkanne in der Hand. Ich gehe in den Stall, gab ich zur Antwort, es sei Zeit zum Melken. Wo denn der Stall sei, wollte sie wissen, denn sie hatte natürlich bemerkt, dass ich kein Bauernbub war. Zuerst überlegte ich, wie ich die fremde Frau loswerden könnte, aber es fiel mir nichts ein, und ich stand da, wie ein halbschlaues Knechtlein. Schliesslich liess ich die Frau stehen und ging in den Stall. Aber sie folgte mir auf den Fersen, und es blieb mir schliesslich nichts anderes übrig, als ihr meinen Viehstand zu zeigen. Die grosse Buntgescheckte mochte das gar nicht leiden. Sie schlug mit ihrem Schwanz um sich wie im Sommer, wenn die Bremsen böse sind, und ich hoffte im Geheimen, dass sie der Dame eins auswischen würde. Ich zeigte ihr auch die zwei Kälblein, die schon ganz lustig umhertänzelt, streichelte diese, und sie säugten an den Fingern meiner rechten Hand. Die Kälber täten das alle, wollte ich der fremden Frau erklären. Da sah ich, dass sie weggegangen war. Ich besorgte den Stall, bedeckte das Viehlager mit frischer Streue und machte dann Feierabend.

Zu grossen Taten war keine Zeit mehr. Es hatte Betzeit geläutet, im Kirchenfenster flackerte der rote Schein des Ewiglichtes. Von weit her war das Geläute von Kuhglocken zu hören: die Samichlausjagd war unterwegs. Die Bäume flüsternten leise, und der Frühwinter flockte um die Strassenlampe.

Als ich in die Stube kam, war die fremde Frau, die vom Kirchhof her gekommen war, dort. Sie knöpfte eben ihren pelzbesetzten Mantel zu, zog die ledernen Handschuhe an und verabschiedete sich von der Mutter. Sie werde wieder von sich hören lassen, sagte sie beim Hinausgehen. Was das für eine Frau gewesen sei, fragte ich. «Eine Dame aus der Stadt», erklärte die Mutter, und man sah ihr an, dass sie nicht weiter darüber reden mochte. Wahrscheinlich bemerkte sie aber, dass ich leicht die Achsel zuckte, und sie ergänzte: «– eine vornehme – eine mildtätige.» Freilich hatte ich schon so nebenbei gehört,

dass es Menschen gebe, die ein mildes Herz in ihrem Busen haben, aber ich wusste nicht, was sich da tat, wenn jemand mildtätig war. Und ich wusste noch viel weniger, dass es Menschen gibt, die nur gerade in der Weihnachtszeit eine Art soziale Anfälle bekommen. Offen gestanden: mir war um diese Zeit der Samichlaus, der Türlst und die Sträggele wichtiger, und es wäre von einem kleinen Dorfbuben nicht zu erwarten gewesen, dass die fremde Frau für ihn noch Fragen hinterlassen hätte.

Gegen Weihnachten war ich mehr im Stall als sonst. Zum Glück hatte ich im Sommer auf dem Grasblätz hinter dem Holzschopf etwas Heu und Emd gemacht, so dass jetzt meine Tiere nicht zu darben brauchten. Ich fütterte sie auch mehr als sonst und führte sie fleissig zur Tränke. Die Tierlein gingen jetzt einer wunderbaren Zeit entgegen, denn es hiess, die Kühe im Stall könnten in der Heiligen Nacht reden miteinander. Ich wusste wohl, dass es Leute gab, die darob die Achseln zuckten, aber das kümmerte mich wenig; wie hätte es auch anders sein können, da doch das Jesuskind in dieser Nacht im Stall bei Kuh und Eselein zur Erde kam. Zwei-, dreimal ging ich an späten Abenden heimlich hin und schlich mich auf den Zehenspitzen zum Stall, um zu hören, ob die Gescheckte vielleicht nicht schon vor dem Heiligen Abend ein wenig mit der Braunen rede. Aber ich hörte nichts als das Wiederkäuen meiner lieben Kühe, denen ich es so von Herzen gönnen mochte, dass sie jetzt einer so unsäglich glückseligen Nacht entgegengingen.

Dann kam der Heilige Abend. Ich sass mit meinen Geschwistern im Kämmerlein, wo eine Kerze flackerte. Wir beteten, wie es Sitte war, den Rosenkranz, und ich darf jetzt gestehen, dass wir ihn dann und wann unterbrachen, um zu hören, was sich in der Stube Christkindliches tat. Manchmal glaubte ich, vom Stall her ein verhaltenes «Muu» der kleinen Braunen zu hören. Wie freute ich mich für die Kälblein, die das Christnachtwunder zum erstenmal erleben durften!

Ein himmlisches Klingeln war zu hören, die Türe ging auf; stürmisch und doch verhalten machten wir die paar Schritte in die Stube, wo der hellerleuchtete Weihnachtsbaum vor uns stand. Ich brauche das nicht weiter zu schildern, denn in Häusern, wo der Friede wohnt,

ist der Heilige Abend mit Kindern immer etwa dasselbe. Nur eines muss ich noch sagen: ich bekam an diesem Abend ein gar erdschönes Schneuztuchlein, ein blaugerändertes mit roten Streifen, und dazu einen Lebkuchen. Das Christkind hätte das alles gebracht, hiess es dazumal, und ich glaube noch heute, dass meine Kinderseele deswegen keinen Schaden genommen hat.

Da standen aber doch noch einige Dinge unter dem Weihnachtsbaum, die uns recht fremdartig vorkamen. Die Mutter sagte, die mildtätige Frau aus der Stadt habe diese beim Christkind bestellt, und es bekam nun jedes das, was ihm zgedacht war. Ich weiss nicht, ob es zu erraten ist, was ich bekam: eine Kuh. Es war eine blecherne Kuh, etwa so gross wie meine Bubenfaust, mit einem rotgelben Fell, das mehr gestreift als gescheckt war, wohl eine fremdländische Rasse. Ich wusste im Moment nicht, was ich anfangen sollte; obwohl ich das Tier von allen Seiten betrachtete, konnte ich beim besten Willen nicht sagen, ob es mir gefiel. Das Unerhörte aber war, dass die Kuh Räder hatte, vorne zwei und hinten zwei, schön dort angebracht, wo richtige Kühe wie die meinigen, die jetzt im Stall in gottseliger Wonne durch die Heilige Nacht käuten, Klauen haben. Vielleicht sind Kühe, die Räder haben, Stadtkühe, überlegte ich, wahrscheinlich ist das wegen den schönen Strassen. Einen ganz kurzen Augenblick empfand ich etwas wie Freude, dann nahm ich mein Taschentuchlein und den Lebkuchen und verkroch mich in die Ofenecke.

Zu später Abendstunde sass ich dann bei meinen Kühen im Stall. Ich hatte vergessen,

dass jetzt bald die Stunde nahte, da sie sprechen konnten ... Mir war wichtiger, dass sie noch lebten. Es war, als hörte ich ihren Atem nicht mehr. Tatsächlich, – auch die Kälblein gaben gar keinen Laut. Ich nahm das neue Schneuztuchlein aus der Hosentasche und fing an zu flennen. Und als sich gar nichts tat, rief ich: «Schägg, – Bruni –, hört ihr mich?» Dann redete ich ihnen im Flüstertone zu und beteuerte ihnen, dass sie keine Angst zu haben bräuchten, ich würde zu ihnen stehen, ganz zu ihnen und nicht zu der Blechkuh, die gar kein Leben hatte, die viel zu fertig war und gar nicht wachsen konnte. Und es war mir, als müsste ich meinen lieben Kühen und den Kälblein beteuern, dass die mildtätige Fremde fortgegangen sei und dass sie niemals mehr zu kommen brauche, damit nicht mit neuen Blechkühen Unruhe in Haus und Stall gebracht würde.

Meine Kühe haben noch viele Kälber geworfen; ich habe zu meinem Viehstand Sorge getragen, habe die Gescheckte und die kleine Braune gemolken und habe ihnen sogar einen neuen Stall gebaut. Ich bin als Dorfbub mit allen meinen Kühen Bauer geblieben solange es sich schickte; wir haben zusammen das vollumfängliche Leben gelebt, und ich bin als armer Bub glücklich gewesen. Die Blechkuh aber hat mir Verdruss gemacht. Sie konnte nicht zu meinem Viehstand gehören, weil ihr nie der Pulsschlag des einfältigen Herzens eingehaucht worden war.

Aus: **Leben für das Hinterland. Josef Zihlmann – Seppi a de Wiggere. 1914–1990.** Herausgeber Lothar Kaiser. Buchverlag Willisauer Bote 1995. S. 76–79.

Die deutsche Sprache

Schlüssel zu einer Wesenskunde vom Menschen (12. Folge)

Wie bereits angekündigt, werden wir die heutige und auch die nächste Folge unserer sprachphilosophischen Betrachtungen einer Thematik widmen, die in «linguistischer» und zum Teil sogar in kulturhistorischer Hinsicht ein anregendes Kapitel bildet. Wir meinen das weite Feld derjenigen Gesundheitsstörungen, die wir «psychosomatisch» nennen. Heute zweifelt kaum mehr jemand an der Tatsache, dass sehr viele körperliche Leiden durch psy-

chische Konflikte verursacht werden; wir pflegen dann zu sagen, ihre wahren Hintergründe seien nicht körperlicher, sondern seelischer Natur. Andererseits wissen wir, dass alle Lebenserscheinungen, die wir im eigentlichen Sinne als «seelisch» bezeichnen, auch ein leibliches Pendant besitzen, d.h. sie äussern sich immer irgendwie auch körperlich. Dies ist natürlich in besonders auffälliger Weise dort der Fall, wo *Störungen* des seelischen Wohlbe-

findens auftreten, und zwar auch bei solchen, die noch nicht als Krankheiten gelten, noch nicht unbedingt «pathologisch» sind. So kann es vorkommen, dass wir zu einem Kleinkind sagen: «*Was ist dir übers Leberlein gekrochen*», oder wir pflegen nach einem Streit mit Nachbarn von uns selber zu bekennen: «*Da kam mir schlicht die Galle hoch!*»

Heute ist man allgemein zur Einsicht gekommen, dass sich Seelisches und Leibliches nicht voneinander trennen lassen. Existiert der Mensch doch stets als einheitliches Ganzes, wobei je nach Situation und existentieller Verfassung einmal mehr das Leibliche, Seelische oder Geistige dominiert. Wenn wir beispielsweise das Mittagessen einnehmen, dann liegt der Akzent verständlicherweise mehr auf dem Leiblichen; fühlen wir uns, ohne einen genauen Grund angeben zu können, nur angenehm oder unangenehm «berührt» von etwas, so verwenden wir zur Kennzeichnung dieses Zustandes das Prädikat «seelisch»; wenn wir uns ein wissenschaftliches Referat anhören, so sind wir vorwiegend geistig in der Welt. Wie die Beispiele zeigen, können wir das Verhältnis dieser drei «Grundausrichtungen des Menschseins» zueinander nur dann wirklichkeitsgemäss beschreiben, wenn wir sie *nicht als substanzartige Gebilde* auffassen, die in irgendeiner undurchschaubaren Weise aufeinander wirken, sondern als etwas (ungegenständlich) *Dynamisches*. Das Leibliche, Seelische und Geistige können nur als *Vollzugsgestalten*, als *Geschehensformen* begriffen werden, d.h. als Arten und Weisen, wie das eine und einheitliche menschliche Sein zum Austrag kommt.

Würde der Mensch nicht als dieses eine und ungeteilte Sein «leiben und leben», dann wäre auch nicht verständlich, warum wir ursprünglich aus dem leiblich-organischen Bereich stammende Ausdrücke direkt und unbesehen auch für die Kennzeichnung von Seelenzuständen verwenden können. Es handelt sich in all diesen Fällen nicht einfach um Analogien, Assoziationen oder um metaphorische Übertragungen eines Tatbestandes aus der Sphäre des Körpers in diejenige der Seele. Wenn wir beispielsweise sagen, jemand vermöge ein ihm angetanes Unrecht nicht zu «*schlucken*» oder zu «*verdauen*», so beschreiben wir damit schlicht die Art, wie der Betreffende sich (in diesem Moment) *als Mensch*

fühlt, und denken dabei mit Recht nicht daran, ob das körperliche Symptom auf eine psychische Einwirkung zurückgeht oder ob das Umgekehrte vorliegt, dass also die fragile seelische Verfassung körperlich begründet ist. Der bekannte Schweizer Psychiater Ludwig Binswanger (gest. 1965) bemerkte hierzu: «Ob ich die seelische Revolte, die Wut, Unfähigkeit zum Schlucken oder die Unfähigkeit zum Schlucken seelische Revolte oder Wut nenne, bleibt sich im Grunde völlig gleich», wenn auch die Volkssprache den leibsprachlichen Ausdruck der Anschaulichkeit halber vorzieht. Dieses letztere, die «Wahl» des leibsprachlichen Ausdrucks, hat freilich noch einen andern Grund, und dieser wird von Binswanger auch angeführt. Wenn ein Mensch von seiten seiner mitmenschlichen Umgebung allzu grossen Zumutungen ausgesetzt ist, dann zieht er sich oft ganz auf sich selbst, und das heisst immer auch: auf seine nun unfrei gewordene Leiblichkeit zurück. So wird verständlich, dass unter Umständen der Leib das einzige Ausdrucksfeld des Menschen bleibt und der Mensch «sich auch deren Sprache bedient, d.h. anstatt zu schimpfen und zu wüten gluckst, rülpst, kräht und kotzt.» (Ludwig Binswanger: «Über Psychotherapie», Vortrag vom Jahre 1934!)

Von einem ganzheitlichen Menschenverständnis aus betrachtet, scheint die Magen-egend der Ort zu sein, wo uns die Dinge so richtig «auf den Leib rücken» und wo es darum geht, das Erlebte zu «assimilieren», bei sich zu behalten oder zu verdrängen. Ein unerwartetes und einschneidendes Ereignis z.B. «*schlägt uns auf den Magen*», ein anderes dagegen hinterlässt lediglich ein ungutes Gefühl in der Magen-egend. Aber schon in diesem Fall bekunden wir grosse Schwierigkeiten, das Begegnende uns wirklich zu eigen zu machen, es zu schlucken und zu verdauen. Andererseits scheint es Menschen zu geben, denen es besser gelingt, Erlebtes zu verarbeiten (!) und zu bewältigen, d.h. sie wirken meist «*unbeschwert*» und «*innerlich aufgeräumt*» (!). So kann – sicher nicht ganz zu Unrecht – der Eindruck entstehen, dass Menschen mit besonders guter Verdauung auch lebensfroh und optimistisch sind.

Auffälliger und besorgniserregender sind aber jene körperlichen Symptome, die auf eine längerdauernde schlechte Verarbeitung

von Erlebnissen hinweisen; wir meinen damit Phänomene, die im engeren Sinn als «psychosomatisch» anzusprechen sind. Aber auch da gibt es Krankheiten, die einen mehr oder minder hohen Schweregrad aufweisen. Als noch verhältnismässig harmlos ist jener Fall einzustufen, wo jemand *sauer* auf seinen Chef ist, es *satt* hat, seine Anordnungen immer nur *hinunterzuschlucken* und so alles in sich *hineinfressen* zu müssen. Das kann leicht zu einer Magenübersäuerung führen, zur «funktionellen Dysepsie». Schlimmer ist die Lage freilich

dort, wo eigentliche Krankheitserscheinungen auftreten, die sogenannten Organneurosen, unter denen das Magengeschwür am bekanntesten geworden ist. Es ist dies ein Krankheitsbild, bei dem die in ihrer Ernährung gestörte Schleimhautpartie durch den Magensaft angegriffen, also gleichsam an- und aufgefressen wird. Dass jemand «*von Ehrgeiz zerfressen*» an Magengeschwüren leidet, ist eine Wendung, die heute beinahe sprichwörtlich geworden ist.

Gian Klainguti, Aarau

Die flimmernde Schiefertafel

Lesen und Schreiben im elektronischen Zeitalter

Als wir (damit meine ich den Grossteil der Leser der MITTEILUNGEN) zur Schule gingen, war uns die Schiefertafel noch ein sehr vertrautes Gerät. Die kleine zu Hause nahm geduldig die ungelungenen Buchstaben von Kinderhand auf – das Schwämmchen konnte die allzu sehr missratenen Zeichen rasch wieder wegwischen. Im Schulzimmer stand die schwarze Tafel vorne neben dem thronenden Lehrerpult, und auf ihr schrieben die Pädagogen wichtige Sätze, schwierige Wörter oder gar lange Texte zum Abschreiben nieder. Gelegentlich erstellten sie auf der schwarzen Tafel wahre Kunstwerke von Zeichnungen oder graphischen Darstellungen.

Heute steht im Unterrichtsraum (wenn überhaupt noch) eine weisse, für Filzstifte geeignete Tafel; die Texte, Grafiken usw. werden vom Lehrer als Fotokopien abgegeben oder mit dem Prokischreiber projiziert. Zu Hause hat der Computer die Schiefertafel abgelöst; von den frühesten Kindheitstagen an kennen die Heranwachsenden eine Maus besser als Bedieninstrument für den «Spielautomaten» denn als unerwünschtes Haustier. Die frühe Vertrautheit mit dem Computer hat inzwischen bewirkt, dass (wie wir der Presse entnehmen) ein Viertel der soeben in die erste Klasse der Primarschule Eingetretenen bereits Lesen und Schreiben kann. Wie gut, wird leider nicht mitgeteilt!

Dass der in den meisten Haushalten neben Fernseher mit Videorekorder und Stereoanlage nicht wegzudenkende Computer die

Lesen- und Schreibgewohnheiten stark verändert hat, versteht sich von selbst. In den nun folgenden Ausführungen stütze ich mich auf zwei Zeitungsartikel. Der erste ist Ende Januar 1998 in der «Neuen Zürcher Zeitung» erschie-

Die **Gesellschaft für deutsche Sprache in Luzern**, der einzige noch existierende Zweig des Schweizerischen Vereins für die deutsche Sprache, lädt auf *Donnerstag, 19. November 1998, 19.30 Uhr ins Hotel «Luzerner Hof» in Luzern (Alpenstrasse 3)* zu einem *Vortrag von Dr. Kurt Steinmann, Reussbühl LU, über «Archilochos, der erste Lyriker des Abendlandes»* ein. Der Eintritt ist wie gewohnt frei, auch für Nichtmitglieder.

nen; in ihm bespricht **Hanns-Josef Ortheil** ein paar Bücher, die sich kritisch oder aber auch befürwortend mit Lesen und Schreiben an der Schwelle des neuen Jahrtausends befassen. Der zweite Artikel wurde im April in der «Zeit» veröffentlicht und stellt den «multimedialen Schriftsteller» Mark Amerika vor.

In dem von Ortheil als erstes erwähnten Buch **Schönschreiben** (Residenz Verlag, Salzburg und Wien, 1997) bedauert dessen Autor **Alois Brandstetter** den Verlust der Schiefertafel, die noch im wahren Sinn des Wortes Handwerk erforderte. Das langsame Malen mit dem Griffel ist für ihn gleichsam ein Weiterführen der um jeden Buchstaben bemühten Haltung der mittelalterlichen Schreiber gewesen. Brandstetter glaubt auch, dass die Handschreiber im Gegensatz zu den elektronischen Textverarbeitern noch mehr Wert auf Ausdruck, Grammatik und Stil legen. Obwohl er ein begeisterter Liebhaber von Buchstaben

ist, möchte er kein sentimentaler, nörgelnder Ewig-Gestriger sein: er weiss und anerkennt, dass heute eben weitgehend anders geschrieben wird.

Wesentlich kulturkritischer gibt sich **Sven Birkerts** in seinem Buch **Die Gutenberg-Elegien** (S. Fischer-Verlag, 1997). Im Mittelpunkt seiner Untersuchungen steht das klassische Lesen, bei dem der Leser *langsam und selbstvergessen in die imaginären Welten eines Buches eintaucht*. Nach Birkerts Auffassung trägt ein solches Lesen, wenn es von früh auf entwickelt wird, in idealer Weise zur Ich-Bildung bei. *Als Leser erhalten wir Modelle für das eigene, innere Wachstum*. Computertexte auf der andern Seite haben keinen einheitlichen Horizont mehr. Wir empfinden ihre Inhalte als flüchtig und veränderbar. Den Leseraum, dem die eigene Phantasie ein unendliches Innenleben vermitteln kann, gibt es nicht mehr – auf dem Bildschirm verlieren sich die Signale in einer unendlichen Leere.



Der Computerschreiber liest und schreibt daher fragmentarisch. Jedes Textelement kann Ausgangspunkt für den Absprung in neue Textelemente sein. Auf diese Weise können sich Texte ins Unermessliche verzweigen. Der Computerschreiber wird laufend gedrängt, den Raum des Bildschirms zu gliedern oder graphisch zu gestalten; das kreative Schreiben wird dadurch in den Hintergrund gedrängt. Das Programm übernimmt die dominierende Führung. Der Leser andererseits wird auf Nebenschauplätze gelenkt, die ihn möglicherweise gar nicht interessieren. Im heute so vielgepriesenen Internet trifft er häufig auf sprachlich und inhaltlich primitive Texte – nirgendwo wird so viel geplappert und gestammelt wie in Texten des «World-Wide-Web» – **es herrscht dort Kommunikation um ihrer selbst willen**.

Birkerts kritisiert letztlich den Bildschirmtext als solchen. Der Leser fühlt sich in einen Spielsalon versetzt, wo er Tasten drücken, Textstellen «anklicken» und Wörter markieren soll. Einheit, Ganzheit, Schlüssigkeit erlebt er nicht mehr; auch eine leitende Erzählerstimme wird ihm vorenthalten. In seinem deutlich konservativ gehaltenen Buch warnt

Birkerts vor allem vor den Verlusten, *die Kinder erleiden, wenn sie schon in frühem Alter Lesen und Schreiben nicht mehr durch Bücher, sondern nur noch durch den Computer erlernen*. Durch das Vagabundieren im Netz bleibt die sprachliche Ausdrucksfähigkeit auf tiefem Stand und der Weg zur wahren Selbstwerdung bleibt verschlossen.

Der alteuropäische Leitgedanke des stetigen Wachsens von Stufe zu Stufe wird indessen von den neuen Medien als Buchweisheit hingestellt. Befürworter der Arbeit mit dem Computer **brechen mit der Vorstellung von der Einheit des Subjekts**. Der Pariser Professor **Pierre Lévy** verneint in seinem Buch **Die kollektive Intelligenz** (Bollmann-Verlag, Mannheim, 1997) den Werkbegriff im Gesamten. *Beim Schreiben mit dem Computer kommt es nach seiner Auffassung überhaupt nicht mehr darauf an, stabile Einheiten herzustellen*. Computertexte sind prinzipiell un abgeschlossene Strukturen, ständig in Arbeit. Sie werden nicht abgerundet oder beendet, sondern dem Netz eingeschrieben zur beliebigen Veränderung. Damit **löst sich der Text auch rasch von seinem Autor**. Computertexte sollen auch nicht in traditioneller Weise als «Werke» gesehen werden; **auch die Unterscheidung zwischen Autor und Leser fällt weg**. *Statt in sich ruhende «Werke» entsteht so ein «Lese-Schreibe-Kontinuum», in das die Empfänger jederzeit einsteigen können*.

Lévy begrüsst es, dass die jahrtausendalte Herrschaft des Autors allmählich ausser Kraft gesetzt wird. Der Autor gibt bloss den Anstoss zum dauernden Kreis des Umschreibens, den die Empfänger gestalten. – Zum traditionellen Schreiben gehört die **Panik des leeren Blattes** – diese Angst besteht beim Arbeiten am Computer nicht mehr. *Der Schreiber fängt irgendwo an, denn er verfügt ja bereits über eine unendliche Anzahl von Texten, in die er sich jederzeit einklicken kann*. Wenn Birkerts als kritischer Betrachter vom «Geplapper und Gestammel» der Botschaften im Internet noch abgestossen wurde, so sieht Lévy nun darin die Möglichkeit, sich frei von Autoritäten und dem nötigen Respekt vor Papier im Netz zu tummeln

Das Konzept des **offenen Textes** wird von gewissen Medientheoretikern noch weiter verfolgt. **Heiko Idensen** und **Bernd Wingert**

in **Literatur im Informationszeitalter** (hrsg. von Dirk Majetovski und Friedrich Kittler, Campus-Verlag, Frankfurt / New York, 1996) nehmen dabei eine führende Stellung ein. *Idensen beschreibt das Netz als eine «imaginäre Bibliothek», in der sich alles Geschriebene auf ein intertextuelles Ensemble bereits vorhandener Zeichen bezieht.* Leitpunkte dieser **Poetik des Transports** sind nicht mehr Begriffe wie «Erfinden», «Formen» oder «Verdichten», sondern «Navigieren», «Interagieren», «Chatten». Die «Homepage» des Schreibenden wird so etwas wie ein virtueller Platz zum Einstieg für andere Navigierende. Sie ist eine Station, aber kein fester Ort mehr, an dem man sich ansiedeln könnte. Eine offene Topographie von Räumen, Plätzen und Landschaften, in denen der Schreiber nur für einen kurzen Augenblick verweilt, wird zum Ideal der Computertexte.

Der Medientheoretiker Bernd Wingert sieht in solchen **Hypertexten** den Vorteil, dass sie die Aufmerksamkeit des Lesers auf Bruchstücke lenken können. Einzelheiten müssen langsamer gelesen werden, eingebaute Absprungstellen im Text (sog. «Links») können den Text vielschichtiger machen. Dadurch wird der Leser gezwungen, innezuhalten; er sortiert den Text neu und hinterfragt ihn. – Immerhin muss auch Wingert zugeben, dass viele Hypertexte das Lesen keineswegs erleichtern, weil die in den Verweisen angebotenen Texte entweder zu knapp sind oder sich so stark aufeinander beziehen, dass der Leser unterfordert wird.

Bei gut gelungen Hinweisen in «Hypertexten» kann der Leser indessen gleichsam zum Detektiv werden. So sieht es zum mindesten **Uwe Wirth** in einem Aufsatz über **Literatur im Internet** (in **Mythos Internet**, hrsg. von Stefan Münker und Alexander Roesler, Edition Suhrkamp, 1997). *Gelungene Hypertexte sind für ihn solche, die den Leser auf die Spuren eines Textes setzen, den er erratend, kombinierend und Schlüsse ziehend «gestalten» muss.* Das Ergebnis solchen Konstruierens ist dann **kein fertiger Text, sondern die Suche selbst.** Daneben gibt es für Wirth den surfenden «Daten-Dandy», der sich lediglich treiben lässt und darauf verzichtet, das aufgefundene Material zu verknüpfen.

Aber auch der traditionelle Leser kann das Internet nutzen im Sinne einer **erweiterten**

Bibliothek, die leichter zugänglich ist und müheloser durchstöbert werden kann als eine herkömmliche Bibliothek. Als Adressbuch und Führer dazu könnten ihm **Reinhard Kaisers «Literarische Spaziergänge im Internet»** dienen (Eichborn-Verlag, Frankfurt am Main, 1996).

Abschliessend stellt Ortheil fest, dass beim Abwägen der Vor- und Nachteile der literarischen Arbeit am Computer dieser vor allem eine **Lesemaschine** ist. *Ästhetisch originelle und die erzählenden Literatur wesentlich erweiternde Modelle hat er bisher noch nicht hervorgebracht.* Der Computer kann aber dazu dienen, **bekanntere Texte genauer oder jedenfalls anders zu lesen.** Dies bedeutet letztlich, dass **der Computerleser auch ein traditioneller Leser sein muss.**

Bei dieser Feststellung kommt mir unweigerlich die Parallele zur sog. «digitalen Photographie» in den Sinn, wo in ähnlich spielerischer Weise eigene oder fremde Bilder verändert, umgestaltet und erweitert werden können. Aber all dies kann auch nur von jemandem vorgenommen werden, der die traditionelle Photographie beherrscht.

Wie eingangs erwähnt, stellt der **zweite Zeitungsartikel** einen Autor vor, der sich nun vollständig der neuen Art des Schreibens zugewandt hat. **Dagmar Lorenz** berichtet in ihm über den «Cyberschreiber» **Mark Amerika** (er soll wirklich so heissen!). Zuerst ist Mark Amerika ein traditioneller Schreiber gewesen und hat zwei Romane in Buchform verfasst, «The Kafka Chronicle» (1993) und «Sexual Blood» (1995), die als dadaistische Inszenierungskunst bezeichnet wurden. Dann aber hat er sich bewusst und konsequent vom Medium Buch abgewandt, um die *geradezu religiös anmutende Hingabe an das Druck- und Verlagswesen des Gutenberg-Modells in Frage zu stellen.*

Wie viele amerikanische Autoren hat der 1960 geborene Schriftsteller mancherlei Berufe ausgeübt. Aber anders als seine Vorgänger (beispielsweise John Steinbeck) hat er seine Lebens- und Bildungserfahrungen überwiegend aus den neuen Massenmedien bezogen. Wie er sagt, haben ihn vor allem das Radio und das Fernsehen geprägt, und so sei es folgerichtig, dass er sich jetzt in dieser Welt bewegt. **Avant-Pop** nennt Mark Amerika sein Konzept. Er strebt damit sowohl künstlerische

Unabhängigkeit an wie auch die Möglichkeit, sich mit andern Künstlern und Internet-Surfern zu vernetzen. Er hat ein Literaturprojekt **Grammatron** (www.grammatron.com) auf die Beine gestellt, das ihm das bringen soll, was ihm in den Papierbüchern versagt blieb. Die Hauptfigur ist ein Musiker, **Abe Golam**, der seine elektronische Musik einem Publikum mitteilen will, das sich irgendwo im Cyberspace befindet. Damit hat sich Mark Amerika wohl auch selber dargestellt, denn er hat sich einige Zeit ebenfalls mit elektronischer Experimentalmusik befasst, als er in einer solchen Band als Sänger wirkte.

Auf multimediale Experimente stösst der Leser bereits beim Anblick der Grammatron-Homepage. Er gerät in den Wirrwarr eines tausend Bildschirmseiten umfassenden Kosmos aus Bildern, Texten und Tönen. *Dies ist die Welt von Abe Golam. Der fiktive Programmierkünstler durchstreift ruhelos den unendlichen Raum des Datenuniversums – immer auf*

der Suche nach seiner Geliebten, nach seiner Identität und der eigenen Geschichte.

Der Name Abe Golam ist wohl nicht zufällig gewählt worden; er erinnert an den **Golem** der jüdischen Mythologie. Gustav Meyrinks gleichnamiger Roman aus dem Jahr 1915 lässt das künstliche Geschöpf das jüdische Ghetto in Prag durchstreifen. Der moderne Golem bewegt sich schrankenlos in der virtuellen Welt, verschickt E-Mails, schreibt Programme und kommuniziert mit dem Leser. Sein Schöpfer Mark Amerika, der übrigens auch eine Literaturzeitschrift herausgibt (www.altx.com) ist fasziniert vom immer mehr Menschen in seinen Bann ziehenden Netz. Er sagt: *Das Internet ist schon eine faszinierende Angelegenheit; ich schreibe einen Text und kann darüber sofort mit meinen Lesern in aller Welt diskutieren.* Uns bleibt bloss die Frage: «Muss das wirklich so rasch und so unreflektiert geschehen?»

Kurt Meister

Deutsche Siedlungsgebiete im Jura

Der **Deutschschweizerische Schulverein** hat im Herbst 1992 eine Informationsschrift herausgegeben, die als erstes das Tätigkeitsfeld der Vereinigung umreist: Wie der Name bereits andeutet, geht es ihr vor allem darum, deutschsprachige Schulen in bedrängten Randgebieten zu unterstützen. Die Schrift enthält aber auch viel allgemein Wissenswertes. So befasst sich ein sehr lesenswerter Artikel des Präsidenten Rolf Marti mit den deutschen Siedlungsgebieten im Jura. Ausführlich schildert der Verfasser die wechselvolle Geschichte der Region im Nordwesten unseres Landes: Auf die Kelten folgten germanische Alemannen und Burgunder. Im 8. Jahrhundert vollzog sich die fränkische Einteilung in Gaue; der Elsgau (Ajoie) wird 735 zum ersten Mal urkundlich erwähnt – Im St. Immortal gehen die meisten Ortsnamen auf germanische Burgundernamen zurück – in Cortébert ist der Name des germanischen Ortsgründers in der Bezeichnung einer Strasse und eines Feldes bis heute erhalten geblieben: Courte und Champ d'Agibert.

In den **Haupttälern** und **Ebenen** lebte bereits im frühen Mittelalter eine gemischte Bevölkerung mit wechselnden Mehrheiten. Dies

hat sich über Jahrhunderte gehalten. In Münster (Moutier) war im 16. Jahrhundert das Deutsche die Umgangssprache, Neuenstadt (La Neuveville) wurde 1312 von den Fürstbischöfen als **deutschsprachige** Stadt gegründet, in der sich aber auch die Bewohner des einstigen Städtchens Bonneville im Val de Ruz niederlassen durften. Übrigens weist auch die deutsche Wortstellung in «La Neuveville» auf die ursprüngliche Gründung hin.

Die **Freiberge** waren anfangs sehr schlecht besiedelt. Dieses Gebiet wurde zuerst Montagne-des-Bois (Waldberge), später Falkenberge geheissen. Da die Besiedelung der unerschlossenen Region den Fürstbischöfen zu langsam erfolgte, gab Fürstbischof Imer von Ramstein 1384 einen **Freiheitsbrief zur Urbarmachung** heraus, dieser führte zum heutigen Namen Freiberge. Dem zeitlich unbegrenzten Freibrief folgten später auch die **Täufer** nach. – Dass sich die Urbarmachung des Gebietes über Jahrhunderte hinzog, ersieht man daran, dass die Fürstbischöfe die Kastanei Saignelégier / Sankt Leodegar erst 1650 erbauten.

Der fürstbischöfliche Staat setzte das Katholizismus auch dann noch auf seine Fah-

nen, als die Mehrheit seiner Untertanen bereits reformiert worden war. Dank der Duldung durch Nachbarn konnte sich das eigenartige Staatsgebilde über längere Zeit behaupten. Der Zerfall zeigte sich dann, als die Fürstbischöfe den evangelischen Täufern die Niederlassung erlaubten. Vorerst liessen sich die Täuferfamilien im Süden nieder; im 17. und 18. Jahrhundert stiessen sie auch in die Freiberge vor. Noch heute weisen zahlreiche **Flurnamen** in den östlichen Freibergen auf ihren täuferischen Ursprung hin. So hiess beispielsweise die Vacherie-de-Lajoux bis 1890 Vacherie Johannes. – Viele täuferische Flurnamen wurden und werden verwelscht, wie Bomatte zu La Baumatte, Neuhaus zu Maison Neuve, Paradies zu Le Paradis.

Um die ständigen Konfessionsstreitigkeiten zu beenden, verlangte Bern vom Fürstbischof eine Entscheidung. Sie wurde gefunden und im **Vertrag von Aarberg** 1711 besiegelt. Der Bischof liess die Reformierten von Delsberg und Umland nach Münster übersiedeln, die Katholiken von dort nach Delsberg. So wurde eine scharfe Grenze gebildet, wie noch heute das Kreuz am St.-Jean-Felsen bei Roches BE zeigt.

Biel und **Bözingen** hatten ursprünglich nur eine **deutschsprachige** Bevölkerung. Die wenigen Welschen mussten sich der deutschen Amtssprache anpassen, wenn sie das Bürgerrecht erwerben wollten.

Eine Untersuchung der **Flurnamen** am linken Bielersee-Ufer hat ergeben, dass die Mehrzahl deutschen Ursprungs sind, in Schafis sogar ausschliesslich. Beim Ortsnamen Twann

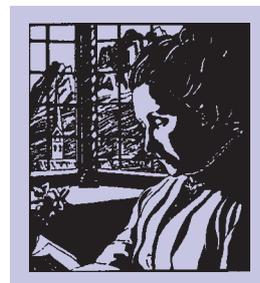
könnte man vermuten, er stamme vom franz. «douane» ab. Dies stimmt indessen weder sprachlich noch sachlich: Douane ist ein orientalisches Fremdwort und erst seit dem 14. Jahrhundert gebräuchlich. Zudem waren die Zollstationen im Fürstbistum in Neuenstadt und Biel. All dies beweist, dass das Deutsche nicht erst seit dem 17. Jahrhundert das Ufer des Bielersees erobert hat.

Die meisten der **deutschen Flurnamen** sind **amtlich nicht anerkannt**, auch wenn die Höfe deutsche Gründungen sind. Teilweise wurden sie übersetzt, z.B. Mittelberg – Montagne du Milieu oder der französischen Lautung angepasst: Hubel – Le Houbel, Kohlgraben – La Colgrave. Bei einer Reihe von Bezeichnungen wurden französische Artikel dem deutschen Namen vorangestellt: La Brottheiteri, Le Grimm, La Schnegg!

Abschliessend bringt Rolf Marti eine Anzahl von deutschen Familiennamen, die im Laufe der Zeit geändert wurden. Hier nur eine kleine Auswahl: Ackermann – Labourel, Allemann – Allemand, Balmer – Baumat, Bauder – Badère, Berlinsdorf – Berlincourt, Bigeli – Béguelin, Dietschi – Tièche, Erhard – Erard, Hügli – Huguelet, Röllli – Rollat. – Der Schriftsteller Blaise Cendrars hatte übrigens den bürgerlichen Namen Frédéric-Louis Sauser.

Beim Lesen des ausführlichen Berichtes überkommen einen immer wieder die Fragen, wie weit die von den Romands hochgehaltene «*éthnie française*» im Jura und die Forderung des Kantons Jura nach einer Einverleibung des südlichen Teils wirklich berechtigt sind.

Zusammenfassung: Kurt Meister



Vom Sandwich zum Tolpatsch

Arthur Baur hat mehrmals in seinen Sprachglossen der Herkunft kulinarischer Begriffe nachgespürt, so u.a. dem Wort «Meringue», deren Süssigkeit, wie er feststellt, «noch nie bestritten worden ist, deren Herkunft aber zu einigen Diskussionen Anlass gibt».

...Man muss aber nicht immer im dunkeln tapen, es gibt auch Wörter, die uns keine Rätsel aufgeben. Ein solches ist das Wort *Sandwich*. Seine Abstammung kennen wir genau. Der Sandwich ist nach seinem Erfinder benannt, dem englischen Grafen John Montague Sand-

wich (1718–1792). Seinen Namen trägt auch jene polynesische Inselgruppe, die heute besser unter dem Namen Hawaii bekannt ist. Dieser Lord bekleidete zwar die höchsten Staatsämter, aber er zeichnete sich nicht durch besondere Leistungen aus, man könnte ihn sogar einen Nichtsnutz nennen. Davon zeugt eben gerade der Sandwich. Dessen Zweckbestimmung war es, dem Grafen zu ermöglichen, sich zu verpflegen, ohne das Kartenspiel, dem er leidenschaftlich huldigte, zu unterbrechen. Zu diesem Behufe liess er sich von seinem Diener Schinken zwischen zwei Brot-

hälften legen und konnte so mit einer Hand essen, während er mit der anderen Hand die Karten hielt.

Für den Sandwich gibt es kein deutsches Wort, aber das heutige Schweizerdeutsch besitzt eine sehr treffende Übersetzung. Sie lautet «en Yklämmts», was übrigens ganz ähnlich



gebildet ist wie das spanische «emparedado». (Pared heisst Mauer, unserem Eingeklemmten entspricht also ein Eingemauertes.) Der Duden hat nicht recht, wenn er das Wort *Sandwich* mit *belegtem Brötchen* definiert. Unser Lord würde protestieren, denn ein belegtes Brötchen würde ihm nicht dienen; ein solches lässt sich nicht in der Hand halten, ohne dass die Finger und die Karten etwas abbekommen.

Sandwiches werden zwar auf der ganzen Welt serviert, aber eine kulinarische Meisterleistung sind sie nicht. Solche kommen doch eher aus Frankreich, und das wiederum bringt uns auf den *Chateaubriand*. Er trägt seinen Namen nach François-René Vicomte de Chateaubriand (1768–1848), dem Wiedererwecker des Christentums und führenden Kopf der Restauration. Vermutlich kennen ihn heute mehr Leute als Zierde der Speisekarte denn als Denker. Im Kochbuch lesen wir: «Un chateaubriand est une tranche épaisse de filet de bœuf grillée avec une sauce béarnaise garnie de pommes de terre soufflées». Diese *Création* wird Chateaubriands Koch Montmireil zugeschrieben, wobei aber merkwürdigerweise sein Dienstherr selbst gar kein besonderer Gourmet gewesen sein soll. Eigentümlich ist auch, dass über den Namen des Kochs keine Einigkeit besteht, denn in einigen

Quellen wird er Châbrillon genannt und nicht Montmireil. Das müsste einmal ein Kochhistoriker abklären.

Der französische Vicomte ist nicht der einzige, der einem saftigen Stück Fleisch seinen Namen gegeben hat. Wem ein Chateaubriand zu gross ist – er wird meistens für zwei Personen zubereitet – zieht vielleicht einen *Tourne-dos Rossini* vor. In ihm hat sich der Komponist des «Barbiers von Sevilla» einen Platz auf der Speisekarte gesichert.

Verlassen wir die Kochkunst und wenden wir uns einem modischen Accessoire zu, das nicht nach einer Einzelperson, sondern nach einem ganzen Volk benannt ist, der *Krawatte*. Ihre Herkunft ist auch unbestritten. Sie wurde den kroatischen Reisläufnern abgeschaut, die ein Halstuch trugen, das vorn zusammengesteckt war. Die aus Kroaten gebildete leichte Kavallerie machte im 17. Jahrhundert im guten und im schlechten Sinn Furore. Ludwig XIII. rekrutierte ein Regiment aus kroatischen Reitern, welche man kurzerhand «cravates royales» nannte. Ihre typische Halsbinde fand bald Nachahmer, und man übertrug den Namen von den Trägern auf die Sache: französisch *cravate*, italienisch noch deutlicher *croatte*. Im Deutschen tauchte das Wort erstmals 1694 auf. Seither machte sie zahlreiche modische Veränderungen durch, aber der Name blieb und behauptete sich auch gegenüber dem norddeutschen Schlips.

Osteuropa hat uns noch ein ganzes Zeughaus voll militärischer Wörter geliefert. Die meisten stammen aus dem Ungarischen; so die *Husaren*, *Panduren* und *Heiducken* samt ihrer Ausrüstung wie *Pallasch*, *Dolman*, *Pekesche*, *Tornister*, *Tschako* und der *Kandare* des Pferdes. Manche sind kaum mehr im Gebrauch, aber jedermann kennt den *Tolpatsch*. Er hat eine besonders lustige Geschichte. Ursprünglich diente er als Spottnamen für die Infanteristen. *Talp* heisst auf ungarisch «Sohle» und *talpas* (sprich talpasch) bedeutet «breitfüssig». Als *Tolpatz* tritt das Wort 1698 erstmals im Deutschen auf, dann wurde ihm die Ähnlichkeit mit *toll* und *Tölpel* zum Verhängnis, und so kam es zur heutigen Bedeutung «ungeschickter Mensch». Wer heute Tolpatsch gescholten wird, fühlt sich vielleicht weniger beleidigt, wenn er die umständliche Geschichte des Wortes kennt.

Arthur Baur

Für alle, die vor 1945 geboren wurden

Unter diesem Titel erschien im **Deutschen Ärzteblatt** am 20. März 1998 eine Kolumne, die Herr Karlheinz Thiergart, ein langjähriges Mitglied der BUBENBERG-GESELLSCHAFT, mit folgenden Begleitzeilen der Redaktion zuge stellt hat: «Die Älteren (Leser) würden sich wahrscheinlich sogar erfreut zeigen, wenn sie dies «Für alle, die vor 1945 geboren wurden» im Blatt zu lesen bekommen. Es ist menschlich und wahr.» Ich erfülle den Wunsch gerne und danke Herrn Thiergart für seine Aufmerksamkeit.

Wir wurden vor Einführung des Fernsehens, des Penicillins, der Schluckimpfung, der Tiefkühlkost und des heute gebräuchlichen Kunststoffes geboren und kannten Kontaktlinsen und die Pille noch nicht. Wir kauften Mehl und Zucker noch in Tüten und nicht verpackt im Supermarkt.

Wir waren schon da, bevor es Radar, Kreditkarten, Telefax, die Kernspaltung, Laser und Kugelschreiber gab. Es gab noch keine Geschirrspüler, Wäschetrockner, Klimaanlage, Last-minute-Flüge, und der Mensch war auch noch nicht auf dem Mond gelandet.

Wir haben erst geheiratet und dann zusammengelebt. Und mit jemandem gehen hiess, fast verlobt zu sein. Zu unserer Zeit waren Käfer noch keine Volkswagen. Wir dachten nicht daran, dass der «Wienerwald» etwas mit gebratenen Hähnchen zu tun hatte, und Arbeitslosigkeit war eine Drohung und kein Versicherungsfall.

Wir waren da, bevor es den «Hausmann», die Emanzipation, Pampers, Aussteiger und computergesteuerte Heiratsvermittlungen gab. Zu unserer Zeit gab es noch keine Gruppentherapie, Weight Watchers, Sonnenstu-

dios, das Kindererziehungsjahr für Väter, Zweitwagen.

Wir haben niemals UKW aus Transistor-Radios, Musik vom Tonband oder die New Yorker Symphoniker via Satellit gehört. Es gab auch keine elektronischen Schreibmaschinen und künstliche Herzen.

Die Kinder fuhren noch nicht mit dem Skateboard, sie rollerten, kreiselten, spielten Hopse und Murmeln. Die Wörter Software für alles, was man bei einem Computer nicht anfassen, und Non-Food, was man nicht essen und trinken kann, waren noch nicht erfunden.

Man hatte noch niemals etwas von Pizzen und Mc-Donald's gehört. Wir liefen schon auf der Strasse herum, als man für fünf Pfennig ein Ei, einen Beutel Studentenfutter oder drei Schrippen (= länglich-breites, an der Oberfläche eingekerbttes Brötchen) für einen Groschen kaufen konnte.

Wir kannten keine Zucchini und keinen Broccoli. Wir haben Briefe mit Sechs-Pfennig-Marken frankiert und konnten für 25 Pfennig mit der Strassenbahn von einem Ende der Stadt bis zum anderen fahren.

Im Winter konnte man mit Skiern zwar die Berge hinunterfahren, aber niemals auf dem Wasser laufen.

Wir sind auch die letzte Generation, die so dumm ist zu glauben, dass eine Frau einen Mann heiraten muss, um ein Baby zu bekommen. Wir mussten fast alles selber tun und mit dem auskommen, was wir hatten. Und «Bock» mussten wir immer haben.

Diese ganze Entwicklung haben wir über uns ergehen lassen müssen. Wen wundert es da schon, wenn wir manchmal ein wenig konfus sind, weil es so eine tiefe Kluft zwischen den Generationen gibt.

Der Tunnel am Ende des Lichts

Unter diesem Titel hat **Karl Gautschi** einen neuen Band von «Schweizer Humoresken und Satiren» herausgegeben (Menzach-Verlag 1998). Vielleicht erinnern Sie sich, liebe Leserinnen und Leser, an frühere Kostproben aus Karl Gautschis satirischer Feder. In der Nr. 3/96

brachten wir auf S. 12 eine Glosse mit dem Titel **Telecomic** (aus einer Aargauer Zeitung); diese Glosse erscheint nun etwas abgeändert im oben genannten Bändchen. Im Nr. 3/97 konnten Sie auf S. 7 einen andern Text von Karl Gautschi lesen, nämlich die Humoreske

Beim Berufsberater aus dem früheren Bändchen «Für Liebhaber in ruhigen Lagen» (ebenfalls im Menzsch-Verlag).

Als Kostprobe aus dem neuen Bändchen lassen wir mit der freundlichen Erlaubnis des Autors eine seiner neuen Glossen folgen.

Qi Gong, Reiki und Meh-Geh

Es ist wieder einmal so weit: Nach ausgedehnten Festtagen fühle ich mich stets schlapp, mir fehlt es an zukunftsgerichteter Energie, an zündenden Ideen, und zudem habe ich natürlich vor lauter Faulenzen an Gewicht zugenommen – ein schrecklicher Zustand.

Da wir ohnehin gerade mitten in der Zeit der guten Vorsätze stecken, ist mir klar, dass etwas geschehen muss. Und so habe ich mir denn eine Fachzeitschrift für gesundes Dasein gekauft, um in aller Ruhe zu planen, wie ich mein Leben möglichst bald ändern und auf eine vernünftigeren, bewussteren Grundlage stellen kann.

Nur eben, da gibt es ein Problem. Welchen Kurs soll ich besuchen? Soll ich Qi Gong belegen, Maharishi-Ayur-Veda oder Craniosacral-Balancing? Oder wären für mich vielleicht Psycho-Physiognomik, Zen Shiatsu oder Tarot für Linkshänder besser?

Wie wäre es wohl mit Eutonie, Aki-Healing, Original-Dhu, der sensitiven Bewegungsschulung Rolfing oder dem Feng-Shui-Wohnkonzept? Ist für mich Wushu angebracht oder

doch eher die Starcon-Sternlicht-Integration mit taochinesischer Selbstheilung für Brillenträger?

Unsicherheit erfasst mich. Was steckt hinter Vivation, Aura-Soma, Reiki und Duality? Worin besteht Polarity-Therapie? Was macht man in einem Materia-Medica-Intensiv-Seminar? Wozu dienen Pathophysiognomie, Rebirthing, die psychodynamische Zahlenlehre, Sensory Awareness und Shoptalk-rubbish-Training?

Soll ich mich zu einer Psycho-Energetik-Massage begeben oder Hopi-Kerzen in die Ohren stecken? Soll ich einen Kurs in astrologischer Psychologie besuchen oder den südkoreanischen Meditationslehrgang für Briefmarkensammler beiderlei Geschlechts (Spezialgebiet Pro Juventute)?

Wie wäre es mit dem Alpha-Omega-Training, einem Chakra-Vertiefungskurs, Touch of Health, Feldenkrais, Bodywork Bioenergetik für Kynologen (Sektion Bernhardiner und Appenzellerhunde) oder Yoga für Legastheniker?

Nach der Lektüre der Fachzeitschrift fühle ich mich jetzt plötzlich noch schlapper und noch dicker. Ich werde mich daher wohl weder für Psychosynthese entscheiden noch für Madras-Yoga oder Tai Chi. Sondern für eine standard-helvetische We-Es-Therapie (We-Es = weniger essen), kombiniert mit afroasiatischer We-Au-Me-Geh-Psychodynamik (We-Au-Me-Geh = weniger autofahren, mehr gehen).

Karl Gautschi

Rechtschreibreform anno dazumal

*Im Zusammenhang mit einer ganz anderen Arbeit bin ich auf einen Text gestossen, der zeigt, dass Rechtschreibreformen auch früher viel zu reden gaben, so auch die Vereinheitlichung der deutschen Rechtschreibung um die Jahrhundertwende. Im **Schweizerischen Evangelischen Schulblatt Nr. 17** vom 25. April 1903 habe ich in der Rubrik «Vermischtes» die folgende Glosse gefunden.*

Die «**einfache**» **Rechtschreibung** verspottet ein «Gottlieb» unterzeichneter Artikel im «Tag», in dem es wie folgt heisst: Bewegliche Klagen werden aus Lehrerkreisen über eine

Vorschrift in der neuen Rechtschreibung laut, wonach geschrieben werden soll: «Diesen Abend», aber «heute abend» usw. Ich begreife diese Aufregung nicht. Wie verblüffend einfach gerade in dieser Frage die neue Rechtschreibung ist, beweist folgender Brief, den ich heute aus der Schreiber-Au erhalten habe:

Lieber Freund!

Diesen **Abend** gedachte ich zu fahren, reise nun aber erst **morgen abend** von hier ab und bin dann nächsten **Morgen** in Berlin. Ursprünglich wollte ich den Zug des **Vormittags** benutzen und zwar schon gestern **vormittag**.

Gestern war aber **Feiertag** und **feiertags** pflügen die Züge ebenso besetzt zu sein, wie **Sonntags**, jedenfalls besetzter als **werktags**. Auch fahre ich lieber des **Nachts**, denn ich schlafe **nachts** auf der Bahn gut, meistens bis der Zug des **Morgens** in Berlin ankommt (6 Uhr **morgens**). Gegen 10 Uhr **vormittags** werde ich Dich abholen; wir können des **Mittags** oder auch erst **nachmittags** im Gasthof zu **Mittag** speisen. Donnerstag **vormittags** besuchen wir Potsdam, obwohl die Wasser erst am **Nachmittag** springen. Wir sind dann aber **nachmittags** früh genug zurück, um des **Abends** ins Theater gehen zu können. Nach Dalldorf, wohin mich unser gemeinsamer Bekannter Müller, wie Du Dich erinnern wirst, eines **Tages** dringend eingeladen hatte, fahre ich **tags** darauf, meinetwegen auch erst folgenden **Tages**. Es ist ziemlich einerlei, wann

ich dorthin komme: ob Freitag **vormittag** oder **mittags** oder erst des **Nachmittags** oder **abends** oder nächsten **Morgens**, also **Sonnabend** **morgen**. Ob **tags** vorher oder des **Tages** darauf, d.h. **Sonntags**, obwohl es Müllern **wochentags** besser passt – nach Dalldorf gehts jedenfalls.

Mit freundlichem Grusse
Dein...

Jeder Anhänger der neuen Rechtschreibung wird, wenn ihm nicht von böswilligen Nörglern Vorurteile eingepflichtet worden sind, einsehen, dass dieser Brief als Musterbeispiel gelten darf. Ich schlage vor, dass der Brief – mutatis mutandis – höchstens zweimal wöchentlich den Schülern als Schreibübung diktiert wird, und sie werden bald vollkommen prüfungsfest geworden sein.

Nachlässiges Sprechen und seine Auswirkungen

Als 84jähriger fleissiger Leser Ihrer «Mitteilungen», der in Bern aufgewachsen ist, sich hier für Rechtsgeschichte und Zivilrecht habilitiert hat und nach jahrzehntelangem Wirken als ordentlicher Professor für deutsche Rechtsgeschichte und bürgerliches Recht in Münster/Westfalen nach Bern zurückgekehrt ist, äussere ich mich zu den vielen Klagen über den mangelhaften Gebrauch oder gar Nichtgebrauch der deutschen «Hochsprache» in der Schweiz wie folgt:

Ich bedaure unseren mangelhaften und weitgehend fehlenden Umgang mit der deutschen Schriftsprache, besonders in Gegenwart französischsprachiger Miteidgenossen, sehr, sehe aber seinen Hauptgrund, ausser in der allgemein üblich gewordenen Bequemlichkeit im Verhalten gegenüber andern, darin, dass die Schweizer durch das viele Sich-Berieselnlassen mit deutschen Radio- und Fernsehsendungen ständig eine deutsche Aussprache hören, die sie für «hochdeutsch» (im Sinne von mustergültig deutsch) halten, aber weder als leicht nachahmbar noch als leicht verständlich noch als schön empfinden, mit der Folge, dass sie das Reden in der Schriftsprache möglichst vermeiden. Bei dieser vermeintlich «hochdeutschen» Aussprache wird der «r» nach Vokalen unterdrückt und werden auch

die andern Konsonanten, besonders «s», un deutlich gesprochen. Das Verschlucken des «r» geht bei vielen Deutschen so weit, dass die Schüler gelegentlich Garten ohne «r» schrei-

Der SVDS «**Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache**» macht auf das neuste Heft 4/98 seiner Zweimonatsschrift «**Sprachspiegel**» aufmerksam. Es ist im Hinblick auf die Frankfurter Buchmesse dem Thema «Deutschschweizer Autoren: Hochdeutsch schreiben – schweizerdeutsch reden» gewidmet und enthält sehr verschiedenartige Originalbeiträge von Ernst Burren, Franz Hohler, Tim Krohn, Hugo Loetscher, Klaus Merz, Clemens Mettler, Milena Moser, Martin Schweizer, Laure Wyss und Peter Weber zur Problematik unserer «Zweisprachigkeit». SVDS, Postfach 646, 4003 Basel.

ben und ein Kollege mich einmal ernstlich fragte, wann «Nabe» eigentlich mit «r» geschrieben werde, als ob «Radnabe» und «Wundnarbe» gleich auszusprechen seien.

Leider wird auch von den deutschen Schauspielern, wenigstens in Bern, auf diese Weise gesprochen, so dass unser Publikum, vor allem das der älteren Generation, Aufführungen von Schauspielen (nicht aber auch von Opern) grossenteils meidet. – Mustergültig (mit Zungenspitzen-r wie im Berndeutschen) war jahrzehntelang die Aussprache im Wiener

Burgtheater, wo ich vor gut 40 Jahren an einer Aufführung von Schillers «Don Carlos» vom 4. Rang aus jedes Wort leicht verstand und genoss. Als aber später in Wien ein neuer Intendant die Leitung übernahm und neue Schauspieler aus den deutschen Bundesländern die bisherigen Wiener Schauspieler ablösten, wurde die Aussprache der Texte sogleich schlecht und erholte sich inzwischen kaum mehr. Dazu trug bei, dass neben klassischen Werken von Lessing, Schiller, Goethe, Kleist und Grillparzer sowie von Shakespeare in den Übersetzungen von Schlegel und Tieck mehr und mehr moderne, naturalistische Stücke aufgeführt wurden, bei denen begreiflicher Weise nicht in bestem Bühnendeutsch, sondern in der im Alltagsleben üblichen Weise gesprochen wird. Zur Verschlechterung der Aussprache kam es auch, weil allmählich die Auffassung aufkam, beim Schauspiel sei ausdrucksvolles Handeln das allein Wesentliche und das Sprechen nebensächlich. Einen deutschen Schauspieler erfolgreich auf die Mangelhaftigkeit seiner Aussprache hinzuweisen,

fällt einem Schweizer schwer, da ihm gewöhnlich entgegnet wird, man könne doch nicht die hier übliche Sprechweise – mit zu offen ausgesprochenen Vokalen oder gar mit grobem «ch» (in «ich» gleichlautend wie in «ach») – zum Vorbild nehmen. Indessen pflegt die Aussprache der Schweizer wenigstens allgemein verständlich zu sein und sollte nicht als «höchstens schriftdeutsch» und daher minderwertig bezeichnet werden, obwohl viele Deutsche sie für schweizerdeutschen Dialekt halten und sich nur darüber verwundern, dass dieser leicht verstanden werden könne.

Erstaunlich ist im übrigen, dass einzelne Schweizer Volksschulen, so diejenige im Turbach bei Gstaad, Theateraufführungen in fast vorbildlichem Schriftdeutsch zustande bringen, während Berufsschauspieler dazu nicht willens und vielleicht auch nicht fähig sind.

Auf eine Verbesserung dieser Verhältnisse hinzuwirken, sollte m.E. eine gewichtige Aufgabe der Bubenberg-Gesellschaft sein.

Rudolf Gmür

Der Nerz trägt Pelz

Unter diesem Titel erschien im «Bund» vom 17. Juni 1998 der folgende Leserbrief von Konrad Lauber. Wir drucken ihn mit der freundlichen Genehmigung des Verfassers ab.

«Benütze kurze Sätze und einfache, klare Worte, wenn du einen Aufsatz schreibst oder eine Rede hältst.» Das war einer der unvergesslichen Leitsätze unseres alten Deutschlehrers. Immer weniger Medienleute und Parlamentarier befolgen heute noch diesen Rat. Viele Redner «gehen davon aus, dass...» oder «würden meinen, dass...», bevor sie etwas melden wollen – in meiner Jugend bekamen wir zu hören, dass nur Narren meinen. Sie meinen dann oder gehen davon aus, dass sie gebildet und modern wirken, wenn sie das wenige, das sie zu sagen haben, in möglichst komplizierte Wortgebilde und verschnörkelte Wendungen kleiden. Altbewährtes ist nicht mehr gut bzw. stark genug.

Beispiele gefällig? Es heisst «ansonsten» und nicht mehr bloss «sonst», «zwischenzeitlich» statt «unterdessen», «im nachhinein»

statt «hinterher», «hohes Verkehrsaufkommen» statt «starker (oder allenfalls zunehmender) Verkehr», «beinhalten» statt «enthalten». (Als ich dieses Prachtsverb erstmals geschrieben sah, las ich nichtsahnend «Beinhalten».) «Er hat eine Stellungnahme abgegeben» (hat er nun genommen oder gegeben?) – und noch schöner: «Das Fehlen eines Konzepts kam zum Tragen.»

Wer zum ersten Mal «trotzdem» mit «nichtsdestoweniger» zu «nichtsdestotrotz» verschmolz, war ein genialer Humorist. Gleiches kann man von den vielen Nachbetern dieser Wortchimäre nicht behaupten. Ein übler Bastard ähnlicher Art ist aus «von ... bis» und «zwischen ... und» gemischt worden. «Die Temperatur lag zwischen 10 bis 15 Grad» hört sich an, als hätte man vergessen, wie der Satz begonnen wurde.

«Haben» als Hauptverb ist vielen Leuten offenbar zu banal. Der Bär «hat» nicht mehr einen dicken Pelz, sondern «besitzt» einen solchen, oder noch edler: «weist ihn auf». Es genügt auch selten mehr, etwas schlicht zu

«zeigen», man muss es schon «aufzeigen» oder «nachweisen». Schwierigkeiten stehen nicht mehr «bevor», sie stehen neuerdings «ins Haus». Eine Frage wird nicht mehr aufgeworfen, sondern «in den Raum gestellt» (auf einem Stativ?).

Von profundem Sprachverständnis zeugen auch all die gesteigerten Superlative wie «minimalst», «idealst», «optimalst» oder gar «bestmöglichst». «Letztendlich» oder «schlussendlich» klingt halt schon viel endgültiger als bloss «schliesslich» oder «am Ende». «Qualitativ gutes» Trinkwasser ist gewiss noch einen Grad sauberer als bloss gutes Trinkwasser.

Im nachhinein würde ich etwa meinen, dass eine qualitative Verbesserung der rhetorischen Potenz unserer Informationsvermittler

unter optimalsten Rahmenbedingungen angestrebt, um nicht zu sagen imperativ gefordert werden müsste. Ansonsten ist davon auszugehen, dass zwischenzeitlich wenigstens die Szene unserer Bildungspolitik grundsätzlich und in fundamentalster Weise hinterfragt werden sollte bzw. muss.

Die junge Avantgarde der Schreiber und Sprecher mag mich als fossilen Puristen bezeichnen. Die Sprache sei eben etwas Lebendiges, das sich stetig wandle. Das sei keineswegs abgestritten. Müssen aber die «Sprachgewaltigen» unserer Medien gedankenlos jede Modetorheit nachplappern und ihren leider oft unkritischen Hörern und Lesern tagtäglich vorsetzen, weil sie meinen, nur so mit der Zeit zu gehen?

Konrad Lauber

Dies gelesen...

Zigarettenreklame. Auf einer stark geneigten, weit ausladenden Palme, irgendwo auf einer idealen tropischen Südseeinsel, sitzt ein junger Mann, schön im Profil dargestellt, die Popgitarre im Anschlag. Er trägt ein sehr buntes, mit viel Gold besetztes Kleid – halb Zirkusartist, halb Stierkämpfer. Die aufmüpfig aufwärtsstrebenden blonden Igelhaare geben unmissverständlich die Richtung der darunter brodelnden Gedanken an. Leider verunmöglicht die dunkle Sonnenbrille eine eindeutige Identifikation der äusseren und inneren Blickrichtung. Soviel steht fest: der angestrengt konzentrierte, leicht erhobene Kopf verrät uns, dass sich gerade Grosses darin abspielt. Wird **der** neue Klang, **die** neue Songzeile ausgebrütet, die zwei Monate später während mehr als zehn Tagen aus zigtausend Radiolautsprechern dröhnen wird? Alles ist möglich – die coole Werbezeile sagt es ja so souverän: **«Not your first inspiration»**.

...und das gedacht:

Im Geist ergänze ich das Bild um einen Pfeil, der sich elegant von der Werbezeile oben bis unter die Achselhöhle des Starkkomponisten schwingt. Die Werbezeile würde ich leicht abändern und hinsetzen: «Not your last tran-

spiration»: Schliesslich schrieb schon Wilhelm Busch über den aufgeregten Tobias Knopp,

Berichtigung

*In der letzten Nummer (3/98) brachten wir auf S. 14 unter dem Titel **Deutsche Sprach swirige sprach** eine Glosse von Herrn Max Schio darüber, wie unsere Confédérés oft beim Übersetzen aus dem Französischen das Deutsche «verstauchen». Leider steht im letzten Abschnitt ein die Pointe zerstörender überzähliger Buchstabe: Statt die «Grotte der Preussischen König» sollte es ohne **R** heissen «Gotte der Preussischen König». Der letzte Abschnitt lautet also «richtig»:*

Wer les bassins Saut-du-Doubs auf einer Mini-Kreuzfahrt erkundet, dem zeigt man u.a. «La grotte dite des Rois de Prusse». Der deutschsprachige Leser hingegen sieht sich hier der «Gotte der Preussischen König» gegenüber – eine Gelegenheit, die man unbedingt wahrnehmen sollte.

der eben zu seiner grossen Brautschaureise aufgebrochen war, das Folgende:

«Transpirierend und beklommen ist er an die Tür gekommen. Ach, sein Herze klopft so sehr... aber schliesslich klopft auch er.»

Peter Glatthard-Weber

MITTEILUNGEN

4 / 98

SEITE 15

Das Sar, der Sarren

Ein Plädoyer für ein schweizerisches Wort!

Erschienen in «wasser, energie, luft – eau, énergie, air», Heft 1/2 1998; der Redaktion zugestellt von Dr. Richard und Renate Schwertfeger-Löser – Vielen Dank!



Der **Analphabetismus** nimmt in den Industriestaaten zu. Einer Studie der **Organisation für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung** (OECD) ist zu entnehmen, dass die Arbeit am Computerbildschirm, an Text und Tabelle mehr und mehr die Produktionsarbeit verdrängt. **Aber** nahezu die **Hälfte** der erwerbsfähigen Bevölkerung in den Industriestaaten, auch in der **Schweiz**, sei dazu **nicht fähig**. Die Lese-, Schreib- und Rechenkünste reichten nicht aus, um einem Schriftstück alltägliche Informationen zu entnehmen und zu verwerten. In der deutschen Schweiz beispielsweise könnten **18 Prozent** der 16- bis 65jährigen einem Medikamenten-Beipackzettel nicht entnehmen, wieviel von der Medizin sie ihrem Kind geben müssen. OECD-Fazit: Die **Bildungspolitik hat versagt** (zitiert nach SOI-Bilanz 7/1998).

Am 15. August 1997 wurde Sachseln von einem Hochwasser heimgesucht. Dabei verteilten die durch das Dorf führenden Wildbäche ihr Geschiebe auf Gärten und Wiesen, ja sogar in mehrere Häuser. Einige Obwaldner, die ich darüber berichten hörte, fassten

das Geschehen kurz und bündig zusammen: «Sachseln wurde *ingesart!*» Damit verwendeten sie ein Wort, das in gewissen Gegenden der Schweiz nicht mehr bekannt ist, nämlich Sar oder Sarren für Geschiebe sowie Einsaren für die Ausbreitung desselben ausserhalb eines Bach- oder Flusslaufs. Als Synonym dafür wird auch etwa der Ausdruck Übersaren verwendet; eine Übersarung meint also eine Überdeckung von Land mit Geschiebe (Schweizerdeutsch Übersarig, Versarig oder Sarete).

Selbstverständlich finden sich alle diese Worte im Schweizerischen Idiotikon. Sie haben im Hochdeutschen ganz einfach keine Entsprechung, weil norddeutsche Flüsse praktisch nur überschwemmen, aber nicht übersaren. Das liess sich gerade kürzlich wieder bei den Ausuferungen der Oder feststellen. Kaum verlief sich die Flut, wurden die Wiesen wieder grün. Das bisschen Schlamm, das sich dort abgelagert hatte, wirkte sozusagen als Dünger. Am meisten verwandt mit dem Einsaren ist noch das Wort Einschottern. Doch suggeriert es eine Ablagerung von einigermaßen sauberm Sand und Kies. Unter Sar oder Sarren versteht man aber eine ziemlich schmutzige Mischung von Geröll, Schlamm und allenfalls Holz, ja sogar schlicht Dreck. Im Idiotikon wird nicht nur darauf hingewiesen, dass der Karpfe «särelet», weil sein Fleisch eben nach Schlamm schmeckt, sondern auch auf zahlreiche Flur- und Gewässernamen, die den Stamm Sar (oder Saar, Sarr) enthalten: Sargraben, Sarboden, Sarweid, Sarried usw. Erwähnt wird ausdrücklich das Flüsschen Saar bei Sargans sowie interessanterweise der Hauptort von Obwalden, Sarnen. Vielleicht hat auch der Flussname Sarine im Kanton Freiburg etwas damit zu tun.

Ich plädiere dafür, dass das Wort Sar oder Sarren und insbesondere die von ihm abgeleiteten Eigenschafts- und Tätigkeitswörter wieder durchwegs verwendet werden. Sie sind kurz, einprägsam und klar!

Daniel Vischer